

# DAS THEMA\_TISCH-SPIEL<sup>1</sup>

von Gereon Müller

In den Messerschnitten der *thema\_tisch*-Reihe geht es um Tische, die entstehen, wenn die Endung *isch* an einen (normalerweise) substantivischen Wortstamm tritt, der auf den Konsonanten *t* endet. So wird aus einem Adjektiv wie *thematisch* ein Substantiv *Thematisch*.<sup>2</sup> Die bildliche Umsetzung der reinterpretierten *isch*-Verbindungen erfolgt dann durchweg auf der Basis von Tischen, wobei der am Anfang verbleibende Wortrest mal direkt, mal assoziativ, mal nahe an der ursprünglichen, »korrekten« Wortbedeutung, mal aber auch entsprechend einer möglichen neuen Bedeutung des Wortrestes im Bild erscheint. Auf den ersten Blick mag man vielleicht meinen, dass mit diesem Spiel der Sprache Gewalt angetan wird. Hauptziel der folgenden Ausführungen ist es, zu zeigen, dass dem nicht so ist – ganz im Gegenteil.

Es gibt in der Sprachwissenschaft einen alten Streit darüber, welche Eigenschaften menschlicher Sprachen angeboren sind und welche erworben werden. Kaum ein Zweifel kann jedoch daran bestehen, dass der Drang zum kreativen, spielerischen Umgang mit der Sprache in die erste Kategorie fällt: Es macht den Menschen offenbar ungeheuren Spaß, Wörter auseinander zu nehmen und neu wieder zusammenzufügen, versteckte Bedeutungen in Wörtern zu finden, Wörter neu und ungewohnt zu kombinieren, spezielle Regeln zu erfinden und mit existierenden zu verbinden, usw.: Zur menschlichen Sprache gehört das Spiel mit ihr.

Interessanterweise offenbaren Sprachspiele, wie wir spätestens seit den Forschungen Roman Jakobsons wissen, oft besonders gut die eigentliche Natur einer Sprache. Dies ist so, weil sich hier, ungestört von historisch bedingten

Ausnahmen und anderem irregulärem Ballast, das grammatische System in seiner reinen Form darbietet. So zeigen sich in reduplikativen, sprachspielerischen Bildungen vom Typ *ruckzuck* oder *zickzack* ganz allgemeine phonologische Regeln des Deutschen, die in anderen, »regulären« Bereichen der Sprache oft nicht (oder nicht mehr) in dieser Deutlichkeit hervortreten können, z.B. Ablautgesetze (vgl. Jakobson & Waugh 1986) und die Sonoritätshierarchie, die auch die Silbenstruktur beeinflusst (vgl. Ross 1980): Aus diesen Regeln ergibt sich, dass es nicht *\*zuckruck* oder *\*zackzick* heißen kann. Ebenso veranschaulichen die Kurzwortbildungen (Hypokoristika) auf *i* wie *Wessi*, *Fundi* und *Gabi* sehr gut eine allgemeine Regel der deutschen Phonologie, derzufolge Wörter im Idealfall trochäisch sind, also Zweisilber mit Erstbetonung (vgl. Féry 1997): Diese Regel ist aufgrund diverser interferierender Faktoren (hierzu zählen Prozesse der Wortbildung wie z.B. die Anfügung von Flexionsendungen oder die Übernahme des Wortes aus einer anderen Sprache) bei den »regulären« Wörtern nicht so klar sichtbar. Die ebenfalls in den Bereich der Sprachspielerei gehörenden, im Deutschen außerordentlich weit verbreiteten und sehr produktiven Bildungen von Paarformeln (Binomialen) wie *Hinz und Kunz* oder *Sack und Pack* zeigen, wie Ross (1980) beobachtet, ebenso wie die reduplikativen Bildungen die Aktivität von Ablaut (vgl. *\*Kunz und Hinz*) und Sonoritätshierarchie (vgl. *\*Pack und Sack*) im Deutschen. Des Weiteren veranschaulichen sie wie die Kurzwortbildungen gut das trochäische Grundprinzip in der deutschen Phonologie (vgl. Müller 1997): In der Paarformel *nüll und nichtig* werden zwei trochäische Füße gebildet; unmöglich ist demgegenüber *\*nichtig und nüll*, was einem daktylischen Prinzip folgt. Als viertes und letz-

tes Beispiel sei noch angeführt die Existenz von Spielsprachen, in denen ansonsten vollkommen normale Sätze durch morphologische Prozesse wie Infigierung verfremdet werden. Eine solche Sprache ist die Dudewu-Sprache. Hier heißt es z.B.: *Hadewast dudewu gudewut gedewe schladewa fedewen?* Es wird also im Silbenkern der Vokal verdoppelt und dazwischen ein *dew* eingeschoben. Aus der Existenz solcher Sprachen lassen sich weitreichende Schlüsse über die Silbenstruktur des Deutschen ziehen (etwa hinsichtlich der Existenz einer Konstituente Reim, die den Silbenkern und die Silbenkoda enthält, oder hinsichtlich der Hypothese, dass Silben im unmarkierten Fall bloß aus einem Konsonanten und einem folgenden Vokal bestehen). Besonders bemerkenswert ist dabei, dass bei dieser Spielsprache (wie wohl in den meisten vergleichbaren Fällen) Kinder am Werk waren, die nicht bewusst Regeln erfunden haben. Die Sprachschöpfung ist hier unbewusst und zufällig erfolgt, und die auf den ersten Blick merkwürdigen Bildungsregeln fügen sich nicht nur nahtlos ins grammatische System des Deutschen; sie zeigen es sogar besonders klar.

Dieselben Schlussfolgerungen können wir ziehen hinsichtlich des Sprachspiels, das den Messerschnitten der *thema\_tisch*-Reihe zugrunde liegt, also des *thema\_tisch*-Spiels. Tatsächlich scheint mir nichts für die Annahme zu sprechen, dass es sich bei der Reinterpretation von *isch*-Adjektiven, die einem auf *t* auslautenden Wortstamm angefügt sind, als zusammengesetzte *Tisch*-Substantive um ein willkürliches, der Sprache aufgezwungenes Prinzip handelt. Vielmehr erfolgt diese Reinterpretation geradezu unwillkürlich.

Ein erstes Indiz für diese These ist, dass, wie auch Elke Donalies in ihrem Beitrag betont, andere Endungen des Deutschen wie z.B. *lich* sich längst nicht so gut für ein analoges Sprachspiel anbieten. Hinzu kommt, dass das *t* als letzter Konsonant des Wortstammes viel häufiger auftritt als andere Konsonanten, die mit *isch* zu neuen Substantivkomposita führen würden; dies liegt sicherlich auch daran, dass *t* ein kanonischer Erweiterungskonsonant für Wortstämme griechischen Ursprungs ist, die ihrerseits oft in *-isch*-Adjektiven auftreten. So heißt es eben statt *\*thema-isch thematisch*, und statt *\*hypothes-isch hypothetisch*.<sup>3</sup> Andere Konsonanten haben diese zusätzliche Funktion nicht; daher führt die Anwendung des Spielprinzips bei einem Konsonanten wie *f* in weit weniger Fällen (und bei Beachtung des Schriftbildes zum Teil auch nur aufgrund der Optionen der neuen Rechtschreibung) zu möglichen Reinterpretationen. Zu den auf diese Weise entstehenden Fischen gehören *spezi\_fisch*, *hö\_fisch*, *biogra\_fisch*, *pazi\_fisch*, *pornogra\_fisch* und natürlich

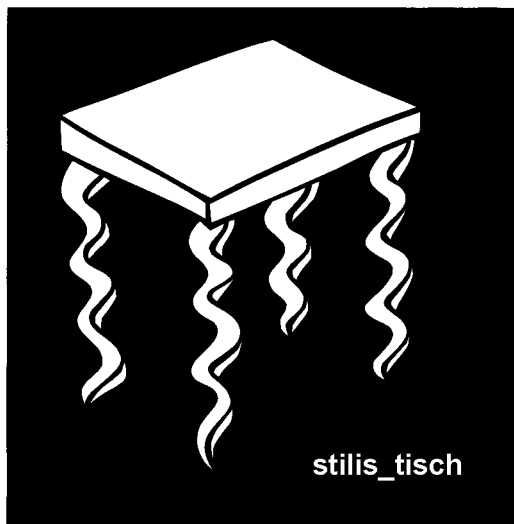
nicht zuletzt der *orthogra\_fisch*. Die Gesamtzahl derartiger Fische ist aber wesentlich kleiner als die Zahl entsprechender Tische; an echten oder reinterpretierten Tischen finden sich allein im rückläufigen Wörterbuch von Theissen et al. (1992) 1500 Exemplare.<sup>4</sup>

Ein zweites Indiz für die Annahme, dass das *thema\_tisch*-Spiel zutiefst sprachimmanent ist, lässt sich durch einen Blick ins Internet gewinnen. Es stellt sich heraus, dass in fast allen Fällen der Wortrest, der nach der Reinterpretation vor dem Tisch übrig bleibt, eine real existierende Internetadresse repräsentiert, eingerahmt von *www* und *de*.

Dies überrascht nicht, wenn das Überbleibsel selbst wiederum ein Wort des Deutschen ist (wie bei *www.roman.de*); und in manchen Fällen mag eine zufällige Konvergenz von Wortrest und unabhängig motivierter Abkürzung bestehen (wie bei *www.tak.de*). Häufig aber führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass andere Sprecher des Deutschen auch schon das *thema\_tisch*-Spiel gespielt haben; zum Teil wird dies dann auch durch weitere Informationen auf der jeweiligen Web-Seite explizit gemacht. Zu den Internetadressen, die eine derartige Herkunft nahelegen, zählen unter anderem: *www.demokra.de*, *www.mathema.de*, *www.fatalis.de*, *www.prak.de*,

*www.pneuma.de*, *www.artis.de*, *www.kryp.de*, *www.dras.de* usw.

Das dritte und stärkste Indiz für die Natürlichkeit des vorliegenden Sprachspiels schließlich liefern aber die grammatischen Regeln selbst. Betrachten wir zwei gut bestätigte Regeln der deutschen Phonologie. Die erste Regel ist die Anfangsrandregel. Sie besagt, dass jede Silbe mit einem Konsonanten anfangen sollte. Dies führt dort, wo die Endung *isch* an einen konsonantisch auslautenden Wortstamm tritt, zur Resilbifizierung: Der letzte Konsonant des Wortstammes tritt in die Folgesilbe über. Statt *\*themát-isch* sagen wir daher *themá-tisch* (vgl. etwa Wiese 1996). Die zweite Regel ist die Identitätsregel. Nach dieser Regel sollen Silbengrenzen und Morphem- (bzw. Wortstamm-)grenzen nicht auseinander klaffen. Diese Regel ist funktional gut motiviert, denn sie verlangt, dass die phonologisch in Silben gepackten Blöcke sprachlichen Materials nicht zu mehr als einer bedeutungstragenden Einheit gehören, dass also zusammen ausgesprochen wird, was zusammengehört. Eine Anwendung dieser Regel findet sich bei der Pluralbildung im Deutschen: Bei Fremdwörtern wie *Café*, lautmalerischen Wörtern (Onomatopoeitika) wie *Kuckuck* und Eigennamen wie *Schulze* ist es besonders wichtig, ein Auseinanderklaffen von Silbengrenzen und Wortstammgrenzen zu verhindern, und daher wird hier auch der ansonsten nur schlecht ins phonologische System des Deutschen passende (weil tendentiell Trochäen ver-



hindernde) *s*-Plural gewählt (vgl. Wegener 1999, Neef 1998): Es heißt *Kuckucks* und nicht *\*Kuckucke*, weil im letzteren Fall die Silbifizierung den Wortstamm unzulässigerweise auseinander reißt.

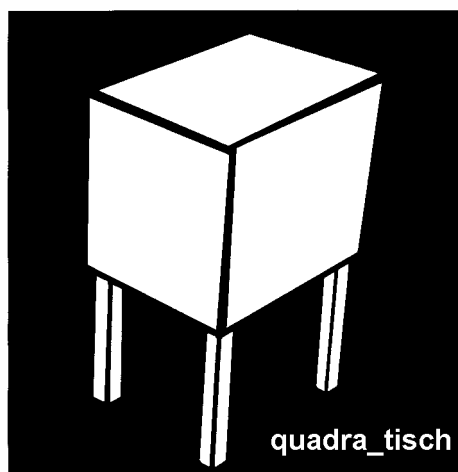
Die Anfangsrandregel und die Identitätsregel können miteinander in Konflikte geraten; und wie wir bei den *isch*-Bildungen sehen, ist die Erfüllung der ersten Regel im Zweifelsfall wichtiger – man kann nicht *\*themat-isch* sagen, um die Morphemgrenzen intakt zu lassen, und die Identitätsregel muss hier verletzt werden. Das ist nun aber in gewisser Weise eine unbefriedigende Situation. Könnte man sich nicht eine Variante des Deutschen vorstellen, in der beide Regeln erfüllbar sind? Das *thema\_tisch*-Spiel ist nun nichts anderes als ein Versuch, eben diese Vorstellung umzusetzen und in *isch*-Bildungen gleichermaßen die Anfangsrandregel und die Identitätsregel zu erfüllen. Da man wohl davon ausgehen kann, dass dies bei der künstlerischen Arbeit nicht so intendiert worden ist, lässt sich schließen, dass es sich hierbei um einen sehr natürlichen, mehr oder weniger unbewusst ablaufenden Prozess handelt. Unter dieser Sichtweise ist die menschliche Sprachkompetenz so etwas wie eine Maschine, die automatisch

anspringt und beliebiges sprachliches Material so zerlegt, dass am wenigsten grammatische Regeln verletzt werden. Den Preis für eine derartige grammatische Optimierung bezahlt dann die Semantik (vgl. hierzu Gisela Zifonun Beitrag). Die grammatisch beste Zerlegung kann von der semantisch korrekten abweichen: Die Phonologie gaukelt uns bei *isch*-Bildungen, die an ein auslautendes *t* treten, ein falsches Verständnis als Tisch vor.<sup>5</sup>

Ist nun einmal das nicht-standardisierte Verständnis im *thema\_tisch*-Spiel durch die Identifikation von Silben- und Morphemgrenzen erzwungen, dann hat das Konsequenzen für die Betonung.

Die Endung *isch* kann nie selbst die Hauptbetonung des Wortes tragen. Allerdings lässt *isch* die Akzentverhältnisse im Wortstamm nicht unberührt: Es lokalisiert die Betonung auf der unmittelbar vorausgehenden Silbe, wenn das möglich ist (vgl. Eisenberg 1998).<sup>6</sup> Somit kommen *isch*-Derivationen dem metrischen Ideal deutscher Wörter an sich sehr nahe: Es entsteht qua Pänultima-Betonung zumindest vom Wortende aus gesehen (und das ist, wie man an ideal betonten deutschen Wörtern wie *Trompéte* oder *Maschine* sieht, die relevante Richtung) ein Trochäus. Die Betonungsverhältnisse sind nach der Reinterpretation als zusammengesetztes Substantiv (Kompositum) aber ganz andere: Nun werden die beiden Wortteile wie zwei gewöhnliche Substantive behandelt, und der vor dem nicht komplexen Teil *Tisch* verbleibende Wortrest erhält seine Betonung (die nach den Gesetzen der

Kompositumsbetonung dann zugleich die Hauptbetonung des Wortes ist) nach den üblichen, für einfache Wörter des Deutschen geltenden Regeln. Diese Regeln sehen in zweisilbigen Wörtern normalerweise einen trochäischen Fuß vor, wie in *stilis\_tisch*, *pnéuma\_tisch*, *póli\_tisch*, *géne\_tisch*, *quádra\_tisch*; keinesfalls sind sie vereinbar mit den Betonungsverhältnissen bei den *isch*-Adjektiven, die hier für den ersten Wortteil einen Jambus voraussagen würden: *stilis\_tisch* usw. In dreisilbigen, nicht zusammengesetzten Wörtern wird im unmarkierten Fall ebenfalls ein Trochäus gebildet, und zwar wie gesehen vom Ende des Wortes ausgehend. So entstehen die unmarkierten Betonungsmuster *hypóthe\_tisch*, *demókra\_tisch*, *mathéma\_tisch*, *fatális\_tisch*, *akróba\_tisch* in Analogie zu Wörtern wie *Trompéte*, *Maschine*. Zu diesen Regularitäten gibt es natürlich viele Ausnahmen (unter anderem ziehen besonders schwere Silben immer die Betonung an); aber die trochäische Betonung des Erstglieds der reinterpretierten *tisch*-Komposita repräsentiert den einfachsten, am besten ins grammatische System passenden Fall.



Die bisherigen Ausführungen haben plausibel zu machen versucht, dass die Messerschnitte der *thema\_tisch*-Reihe viel mit der Sprache und der Sprachwissenschaft zu tun haben. Letztlich kann man wohl argumentieren, dass die Gemein-

samkeiten noch weiter gehen: Sieht man sich die Messerschnitte genauer an, dann stellt man wiederkehrende Gestaltungselemente fest, die in immer neuen Kombinationen miteinander verknüpft werden. Der Vorrat an primitiven Formelementen sowie an Gestaltungsregeln ist bewusst reduziert; nicht alles ist ein mögliches *thema\_tisch*-Bild, und in geringfügigen Details abweichende Messerschnitte würden uns sofort auffallen. Wir haben es hier also zu tun mit der Kombination einer begrenzten Zahl von Grundelementen gemäß einer begrenzten Zahl von Gestaltungsregeln, die zu einer potentiell unbegrenzten Zahl von Ergebnissen führen kann. Gerade dies sind nun aber die wesentlichen Charakteristika nicht nur der Produktion von *thema\_tisch*-Messerschnitten, sondern eben auch der Grammatik menschlicher Sprachen. Dies eröffnet interessante weitere Perspektiven und erlaubt möglicherweise sogar, in einem nicht-trivialen Sinne von der »Grammatik des Messerschnitts« zu reden.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Für hilfreiche Hinweise zu diesem Aufsatz sind Elke Donalies, Antje Zajonz, Christel Zajonz und Gisela Zifonun verantwortlich.

<sup>2</sup> Die wenigen Ausnahmen zeigen dieses Prinzip nur um so deutlicher: Der *steh\_tisch* war auch vorher schon ein Substantiv, aber eben nicht in der Interpretation eines stehenden Tisches; *nach\_tisch* ist eigentlich ein Substantiv, wird hier aber als Zweiwortgruppe *nach Tisch* verstanden; und *fe\_tisch* ist als Entleh-

nung aus dem Französischen im Deutschen eigentlich überhaupt nicht zerlegbar.

<sup>3</sup> Man beachte aber, dass das *t* nicht ganz allgemein ein epenthetischer Konsonant sein kann, der immer eingefügt würde, um ein Aufeinandertreffen zweier Vokale zu verhindern. Es heißt immer noch *algebraisch* (nicht: *\*algebratisch*), *europäisch*, *parteiisch*, *stoisch*, *misstrauisch*, *säuisch*.

<sup>4</sup> In vergleichbare Regionen stößt allerdings noch die an einen auf *t* auslautenden Stamm angehängte Endung *-ig* vor, aber nur dann, wenn sie einen Trick zu Hilfe nimmt und sich qua Steigerung oder starker Flexion noch ein weiteres *-er* beschafft, so dass sie als *tiger* auftritt. Dieses Sprachspiel ist aber auch schon gespielt worden, so von Hans Georg Lenzen in seinem Kindergedicht »Tiger-Jagd« (»ein Kräf-Tiger, ein Saf-Tiger, ein ganz und gar Wahrhaf-Tiger, ein Ar-Tiger, ein Bär-Tiger, und manchmal ein Verfer-Tiger ...«) (vgl. Gelberg 1986).

<sup>5</sup> Nebenbei sei vermerkt, dass der Wunsch, Anfangsrandregel und Identitätsregel in Einklang zu bringen, offenbar auch die Redaktion der Mannheimer Stadtzeitschrift *Meier* umgetrieben hat. In ihrer Ankündigung der *thema tisch*-Ausstellung im IDS ist zu lesen, dass *tisch* ein adjektivisches Suffix sei; das ist es leider noch nicht.

<sup>6</sup> Dies kann dann dazu führen, dass der Stamm seine ursprüngliche Betonung verändert: Es heißt *Amérique*, aber *amerikánisch*, *Däemon*, aber *dämónisch*, *Kánon*, aber *kanónisch* usw. Von dieser Akzentverschiebung ausgenommen sind lediglich sol-che Silben, die aus Prinzip unbetonbar sind, weil sie einen Schwa-Vokal enthalten; vgl. etwa *spielerisch*, *réchnerisch*.

#### Literatur

Eisenberg, Peter (1998): Grundriss der deutschen Grammatik. Das Wort. Stuttgart: Metzler.

Féry, Caroline (1997): Unis und Studis: Die besten Wörter des Deutschen. In: Linguistische Berichte 172, S. 461-489.

Gelberg, Hans-Joachim (Hrsg.) (1986): Überall und neben dir – Gedichte für Kinder. Weinheim: Beltz & Gelberg.

Jakobson, Roman & Linda Waugh (1986): Die Lautgestalt der Sprache. Berlin: de Gruyter.

Müller, Gereon (1998): Beschränkungen für Binomialbildung im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 16:1/2 (1997), S. 5-51.

Neef, Martin (1998): The Reduced Syllable Plural in German. In: Models of Inflection. Hrsg. von Ray Fabri, Albert Ortman & Teresa Parodi. Tübingen: Niemeyer, S. 244-265.

Ross, John (1980): Ikonismus in der Phraseologie. In: Zeitschrift für Semiotik 2, S. 39-56.

Theissen, Siegfried et al. (1992): Rückläufiges Wörterbuch des Deutschen. Liège: C.I.P.L.

Wegener, Heide (1999): Die Pluralbildung im Deutschen – ein Versuch im Rahmen der Optimalitätstheorie. In: Linguistik online 4, 3/99.

Wiese, Richard (1996): The Phonology of German. Oxford: Clarendon Press.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.